

Nr. 213 Bromberg, den 17. September 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von **Michael Zorn.** Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(28. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er mußte den kleinen Mann gewähren lassen. Der, als alter und geschmalzener Viehzüchter, suchte sich aus einem Stalle, der abseits etwas versteckt stand, zwei dreijährige, prächtige Grautiere heraus, Tiere, die ihre Kälber trugen und einen Rücken hatten wie ein Lineal. Auf die Beine und Klauen sah der Florl besonders. Er untersuchte Nüstern und Maul, guckte in die Ohren und sah sinnend zehn Minuten lang in die sanften Augen der beiden ausgewählten Tiere. Er untersuchte das Euter, hob den Schweif auf und spielte mit seinen Bauernhänden an den wohlgeformten kurzen Hörnern. Endlich steckte er die Hände in die Hosentaschen, spuckte aus, schneuzte sich gewaltig und zündete schließlich seine Pfeife an.

„Dö zwa Viecherl," sagte er zum Pfleger, „grad dö zwa hab' i ma ausg'sucht — dö tuan ma passen."

Er lachte dem Manne in das Gesicht. Ja, der Florl! Unter mehr wie hundert Zuchttieren die allerbesten herauszusuchen, das machte ihm so leicht keiner nach.

Der Pfleger ärgerte sich, mußte er doch widerwillig anerkennen, daß dieser kleine Mann außergewöhnlichen Kuhverstand hatte, vor dem sich die Fachleute der Zuchtgesellschaft verstecken mußten. Und als später der Direktor oder ein ähnlicher Mann zum Pfleger trat, um sich über den Fortgang der Sache zu informieren, sah der Florl, daß der Pfleger eifrig mit dem Vorgesetzten sprach und auf ihn deutete. Er ließ sich aber nicht stören, rauchte seine Pfeife und wartete auf Ladislaus.

Der kam, begleitet von einem der Cowboys, die ihm die Pferde vorgeritten hatten. Er war nicht einig geworden. An jedem der Gäule, die man ihm gezeigt hatte, war etwas, das störte.

„Florl", sagte der Ungar zum pfeiferauchenden Rothschädel, „hast du gewählt? Ich kann mich noch nicht entschließen. — Komm und schau dir die Gäule an!"

„I bin ferti, Herr", sagte der Florian schmunzelnd. „I hab' mei Viech. — Scheint den Herren net recht, daß i die zwa prima Viecherln außig'fischt hab'. — Dö kaf' ma und führ' ma s' glei außi!"

Er hatte sich die Halfterstricke aus dem Rucksack um den Bauch gewunden. Jetzt nahm er sie ab und führte mit dem Pfleger die beiden Kühe aus dem Stall in die Sonne. Mit berechtigtem Stolz zeigte er seine Wahl.

„Glei kafen — glei 's Geld hinschmeißen, damit si's der Kerl net no überlegt!" drängte der Florl besorgt.

Indes Ladislaus den Kauf perfekt machte, zwinkerte der Florl dem Pfleger zu und steckte ihm eine Fünfdollarnote in die Hand.

„Dös hast von mir — Halftergeld! Und wenn da a Wirtshaus war, könnt' ma aus saufen", sagte er.

Der Mann dankte dem seltsamen kleinen Manne, der ihm die besten Kühe aus dem Stalle führte.

Das war erledigt.

Jetzt war der Florl hinter den Gäulen her, die er zuerst — auf der obersten Stange der großen Fenz sitzend — einzeln genau musterte. Die drei Gäule, die man Meszlényi vorgeführt hatte, tat er mit einer verächtlichen Handwewegung ab.

„Dö Krampen?" fragte er, „dö g'hören scho lang' in die Würscht! Fahrts ab mit die Rösser! Mir suachen uns welchtene, die was uns passen tuan!"

Pferd für Pferd ließ er heranführen. Er sah genau, daß die Leute nur einen Teil der Rosse brachten. — Dort hinten sah er einen Grauschimmel, eine Stute, die wie aus Erz gegossen stand und den Lassos geschickt auswich.

„Bringts ma amal dös liabe Pferdl!" sagte er zu einem der Reiter. „Dös dort — dös Stuterl mit'n klan' Kopf! — Ja, ja, nur ka Müdigkeit net — dö moan i! Und könnts ma glei — weils so umananderstengan tuats, a dö zwa Braun' herbringen, dö was dort ganz hintri san — dö mit die struppigen Haar."

Meszlényi übersetzte. Die Reiter sahen sich an. Dann holten sie die Gäule.

Der Florl rutschte von der Fenzstange herab und trat mit Meszlényi zuerst zum Grauschimmel. Er schneuzte sich mächtig, spuckte aus, tat ein paar Züge aus seiner Pfeife und begann mit einem Vortrag, indes sich um Tiere und Käufer alle Reiter drängten. Sie alle wollten diesen merkwürdigen Mann sehen, der mit einem Griffe bestes Material zu fassen bekam.

„Alsdann, Herr", sagte der Florl, „schau ma uns z'erscht dös graue Schimmerl an. Dös Köpferl — trocken, voll mit dö klan' Adern — dös Maul so weich als wia Samet — dö Augen, die was nur so umananander blitzen. Und dö Ohrln — die tanzen den Radetzkymarsch. Siagst dös feine Brusterl? Als wia a Ringkämpfer! Da Rucken grad — a klan' Schwung drin, kurz — so wia's für a Reitpferd g'hören tuat. Und dö Schenkel — dö vier Haxerln — als wia vom steirischen Stahl — g'sunde Huf — i wett', dö Stuten is net mehr wia höchstens vier Jahr."

Der Florl guckte der Stute ins Maul.

„Hab' i 's net g'sagt", schrie er triumphierend, „no net viere — Hiatzt wer ma dem Roß amal a Decken und an Sattel auflegen. Dann steigen S' aufi, Herr, und dann segen S', was da Florl kann . . ."

Der Grauschimmel ließ sich ruhig satteln. Meszlényi, der seit seiner Jugend ritt, stieg auf. Zuerst war der Gaul unruhig, fühlte aber die sanfte, leitende Hand. Die Schenkel des Reiters wiesen den Weg. Trab — Galopp — wieder Trab — das Roß war tadellos! Meszlényi freute sich. Der Florl war wirklich als Freund und Helfer unbezahlbar.

Aber der Rothschädel hatte Wichtigeres zu tun, als den Reitkünsten des Herrn zuzusehen. Er stand bei ein paar kräftigen Stuten, dunkelbraun mit schwarzen Beinen, starkem Nacken und breiten Schultern. Die Schenkel waren muskelstrotzend, die Beine rein und fehlerlos. Starkes, struppiges Haar bedeckte die Tiere, ein Zeichen, daß sie an harte Witterung im Freien gewöhnt waren. Beide waren etwa fünfjährig, beide hatten schon gefohlt und waren in Erwartung neuen Nachwuchses.

„Dös san die richtigen Arwartspferd' für mi", sagte der Florl. „Dö wer ma kafen und G'schirr und an Leiterwagen dazu!"

Er hatte jetzt sehr energisch gesprochen. Reitpferd? Nun ja, das war für den Herrn und auch für die Post — — — Für ihn aber hatte ein Reitpferd wenig Interesse. Da aber waren zwei Tiere — Arbeitskameraden. Das war für ihn das Wichtige. Die hatten jetzt schon sein Herz gewonnen, die und die beiden Milchkühe, über deren Kauf er selig war.

Meszlényi kaufte den Grauschimmel mit dem Reitzeug. Der Vormann der Reiter erbot sich, einen kräftigen Arbeitswagen und Pferdegeschirr zu beschaffen. Es dauerte noch mehr als eine Stunde, bis alles angeschirrt und marschfertig war. Als sich Meszlényi vom Leiter der Zuchtanstalt verabschiedete, zog dieser ihn beiseite und sprach auf ihn ein. Meszlényi machte eine ablehnende Gebärde und lachte.

„No!" sagte er und wandte sich zum Florl, der neben dem Fuhrwerk stand und am Riemzeug bastelte.

„Florian — der Herr will dich in Dienst nehmen — als Aufkäufer von Zuchtjungtieren. — Gute Stelle! — Viel Geld kannst du dabei verdienen. — Entschließe dich!"

Der Florl schneuzte sich, spuckte aus und sah den Direktor voll Verachtung an.

„A Stell'?" fragte er. „Dö hab' i ja. I bin schon im Dienst. — Überhaupt, dö Lackeln können mi am Buckel rutschen. Schau ma, daß ma gengan — san ja lauter Zigeiner, die was mi ham' anschmieren wollen."

Meszlényi sagte, daß der seltsame kleine Mann nicht wolle, was der Direktor bedauernd zur Kenntnis nahm.

„Vielleicht später?" fragte er. „Er kann immer kommen. Wir brauchen solche Leute . . ."

Man verabschiedete sich. Meszlényi setzte sich neben den Florl auf den Leiterwagen; die Gäule waren eingespannt, das Reitpferd ging als drittes neben den Stuten. Hinten am Wagen waren die beiden Kühe angebunden. So zog man langsam der Stadt wieder zu und traf spät nachmittags im Hotel ein. Der Florl ging mit Ladislaus nach Futter. Man kaufte Hafer und Kleie. Man kaufte auch Tränkeimer und ließ alles in das Hotel schaffen, wo die Wagen gleich beladen wurden.

Dann befreiten sie Wolf und führten ihn zu den Tieren, die sie in einem Schuppen untergebracht hatten. Es gab zuerst Aufregung. Der Hund aber war klug, er verhielt sich ruhig und begann allmählich bei den Gäulen um Freundschaft zu buhlen.

Die Männer aßen ausgiebig, und der Florl weigerte sich hartnäckig wieder in seinem Zimmer zu schlafen. Er blieb bei den Tieren, rollte sich auf den Heubündeln in seine Decke und atmete mit Lust den Duft der Milchkühe und der Rosse ein.

Man schlief gut und ruhig.

Wolf wachte.

*

Der steirische Bauer Florian Rothschädel aus Oberdorf, Post Steinach, Irdning, fühlte sich restlos glücklich, als er die Vorstädte Ottawas hinter sich und die freie Landstraße erreicht hatte. Der abenteuernde Landsucher in ihm war völlig verdrängt. Er rauchte sein Pfeifchen, schwang zeitweise die Peitsche, guckte aufmerksam und besorgt hinter sich, ob die Kühe mit dem gemächlichen Tempo des Fuhrwerks wohl Schritt halten konnten, und belobte den braven Wolf, der, sich seiner Aufgabe bewußt, hinter den beiden Rindern trabte. Es war ein sonniger Herbsttag. Zarte Bläue färbte das Firmament Es war ein erstklassiges Marschwetter.

„Zeit lassen — Zeit lassen, Florl", sagte er sich, „mir kemman g'rad richti ham, wenn ma dös Tempo halten. Nur ka Eil' net, damit dö Viecherln guat mitkemman tuan!"

Er scherzte mit den Gäulen, sprach mit ihnen obersteirisch und sah darauf, daß die zwei Braunen den richtigen steten Schritt gingen. So zog er bis Mittag über die Landstraße, überwand ohne Mühe einen Kilometer nach dem andern. An einem Bache rastete er, fütterte und tränkte und schnitt sich einen tellergroßen Bissen von seinem Schinken herunter. Er ruhte mit den Tieren eine Stunde und wanderte sodann bis zur Dämmerung. Bei einer der letzten Farmen hielt er, lenkte in den weitgedehnten Hofraum und grüßte höflich, als der Farmer kam, um zu sehen, was es gäbe.

„Grüaß Gott", sagte der Florl, „möchtst mi net mit meine Viecher bei dir da nachten lassen? I zahl' da was. — Kannst a an Stamperl an guaten Schnaps kriagen."

Der Farmer, ein französischer Kanadier, besah sich verwundert den Florl, der da mit seiner Karawane im Hofe stand. Da aber der Fremde Freundlichkeit und Güte ausstrahlte und seine Bitte mit verständlichen Gesten begleitete, war der Farmer einverstanden.

Er wies Florl einen Platz im Hofraum an, bewunderte Kühe und Gäule, und zum Schlusse saßen beide Männer einträchtig vor dem Hause beisammen und rauchten ihre Pfeifen. Es war eine Geflügelfarm; sie versorgte Ottawa mit Hühnern, Gänsen, Enten und Eiern.

Das war dem Florl gerade recht. Er dachte an den Gairinger. Geld hatte er in der Hosentasche. Richtig erstand er ein Volk Hühner, gesperberte, diesjährige — neun Stück und einen Hahn dazu. Er bekam auch einen großen geflochtenen Korb und setzte seine Neuerwerbung oben auf das Fuhrwerk. Der Seppl wird sich freuen — und schließlich, wenn Eier da waren, konnte man am Sonntag einmal einen wirklichen Kaiserschmarren riskieren.

Dem Farmer gab Florl die Abendmilch der Kühe für die Nacht im Hofe. Er hatte mehr als dreißig Kilometer hinter sich gebracht, für den ersten Marschtag eine tüchtige Leistung. Zeitlich früh stand er auf, versorgte das Vieh, trank mit Wolf einen Teil der Frühmilch und aß Brot dazu. Den Rest gab er dem Gastgeber, von dem er sich herzlich verabschiedete.

„Z'wegen die Gänsʼ und die Anten kimm i amal übri", sagte der Florl. „Dö brauch' ma a. — A ordentliche Wirtschaft ohne dös g'federte Viechzeug is nix."

Der Farmer verstand ganz gut und nickte lachend. Bevor der Florl abfuhr, sagte dieser noch: „Servas — damit d' es waßt — i bin da Florian Rothschädel vom Lakreno."

Er wiederholte seinen Namen Florl so lange — mit dem Zeigefinger auf sich deutend —, bis der Mann verstand.

„Ah — ah! — Monsieur Flor . . . Lac Renaud — bien — bien!" sagte er erfreut. „Au revoir, Monsieur Flor!"

So trennten sie sich; sie hatten Gefallen aneinander gefunden.

Der Florl fuhr in den frischen Morgen hinaus und reiste schön langsam bis zur Mittagsstunde. Er war gerade dabei, die Tiere zu füttern, als er in der Richtung Ottawa Staubfahnen über der Straße sah. Bald darauf rollte der Lastwagen mit dem Anhänger heran und blieb halten. Meszlényi stieg ab und wurde von Rothschädel und Wolf stürmisch begrüßt.

„Alsdann, Herr", sagte der Florl, „was i nur hiatzt sagen will — dö Viecher marschieren wia a Feldkompanie — ohne Marode! Und brav san s', und da Grauschimmel is a fixer Kerl — und ma kann reden mit die Viecher: Dö lernen hiatzt steirisch — a paar Wörteln vastengan s' schon!" Er ging um den mit Balken und Brettern hochbeladenen Wagen.

„Und an Pflug, an Tawak und dös Körndl, was i g'sagt hab' — ham' S' dös bracht?" fragte er.

Alles war da.

Der Pflug lag oben; Florl kraxelte hinauf auf den Bretterberg und sah mit Befriedigung, daß es ein guter Pflug war für schweren Boden, mit einer stahlblau blitzenden Pflugschar. Pralle Säcke mit Hafer und Mais lagen verstaut. Dann war da noch ein Faß mit Schmalz, eins mit Petroleum, und Zimmeröfen aus Eisen, verschiedene Kisten, die Tür- und Fensterstöcke und — eingepackt — die dazugehörenden Fensterflügel. Ganz zuunterst Rollen mit Dachpappe.

„Wirkli — i muaß di scho beloben!" sagte der Florl anerkennend . „Dös hab' i ma net denkt am Monte Asolone, daß d' a so a Tüchtiger bist!"

In seinem Eifer beachtete er gar nicht, daß er in das Verkehrs-Du der Berge zurückgefallen war.

Meszlényi aß und trank mit dem Florl, versprach, den Hannes entgegenzusenden, und fuhr sodann weiter. Er wollte am nächsten Morgen schon daheim sein.

Der Florian rüstete zum Weitermarsch. Langsam und Schritt für Schritt zog er auf der Landstraße gegen Norden. Als die Dämmerung kam, hatte er wieder seine

dreißig Kilometer gemacht, wollte aber noch bis zum ersten alten Lagerplatz weiterziehen. Der Abend war kühl und frisch, die Tiere munter. Es konnte höchstens noch eine Stunde dauern. Wolf lief dem Wagen voraus, rannte kreuz und quer über die Straßendecke und schnüffelte überall umher. Der Florl hatte die Pfeife im Munde, war mit sich Gott und der Welt zufrieden. Als er nach vorn blickte, sah er, daß der Hund stehengeblieben war und Luft zog. Steif und starr hielt er mitten auf der Straße, lief voraus, dem rechten Seitengraben zu, stand wieder, knurrte und zog schnaufend Witterung. Die Rute wedelte leise.

(Fortsetzung folgt.)

Lachen um Krebse.

Skizze von **Konrad Seiffert**.

Plötzlich hast du ein Gelüst auf ein Gericht dieser zarten, dieser wunderbar schmeckenden, delikaten Krebse, die es in manchen Bächen in der Umgebung gibt, die den europäischen Krebsen gleichen, die aber in der Regel etwas kleiner und vor allem schlanker sind. Du hast schon seit langem keine Krebse mehr gegessen. Du weißt fast schon nicht mehr, wie sie schmecken. Aber nun überfällt dich plötzlich der Krebshunger; es ist Abend, die Nachtschmetterlinge fliegen knallend in den Lichtkreis der Lampe und sterben in ihrer Gier nach Licht. Du sitzt da und döst, die Boys dösen. Aber nun treibt dich mit einemmal der Krebshunger hoch. Morgen muß es Krebse geben, beschließt du. Und du rufst nach dem Boy.

„Mosenge", sagst du, „Mosenge, hör mal: Wann haben wir eigentlich das letztemal Krebse gehabt? Weißt du das noch?"

„Krebse?" antwortet Mosenge sehr überrascht, denn er ist auf alles mögliche gefaßt an diesem späten Abend, aber nicht auf deinen Krebshunger. „Krebse?" Ja, Master, es ist sehr, sehr lange her, indeed!"

„Nun und? Kann der Koch keine mehr zubereiten? Hat er das verlernt?"

„Doch! Doch! Er kann", sagt Mosenge und schlägt mit der Hand nach den in sein glänzendes Gesicht taumelnden großen Faltern, „doch, Master, er kann! Wenn er Krebse hat!"

„Und warum hat der Koch keine Krebse, he?"

Mosenge steht stumm. Sein Gesicht, seine ganze Gestalt ist Hilflosigkeit. Das Weiße seiner großen Augen wird größer und immer größer. Warum hat der Koch keine Krebse! Fragen stellen diese Menschen aus Europa! Warum hat der Koch keine Krebse! He? Dumm sind diese Menschen mit der weißen Haut! Aber das darf man ihnen nicht sagen. Man muß sagen: „Ja, Master, es sind eben keine gefangen worden, wahrhaftig, es sind keine gefangen worden, und darum hat der Koch keine, indeed!"

„Ach!" sagst du. „Gibt es denn im Bach dort am Berg keine Krebse mehr?"

Soll man das glauben können! Mitten in der Nacht will dieser Mensch aus Europa wissen, ob es im Bach noch Krebse gibt. „Natürlich gibt es dort Krebse, Master. Warum wohl sollte es denn keine mehr geben?"

„So! So", machst du, „Krebse gibt es. Aber gefangen werden keine mehr. Faule Bande! Verhungern kann man, wenn man euch nicht auf die Finger sieht. Also morgen wollen wir Krebse essen, verstanden? Du und die beiden andern Boys, ihr werdet Krebse fangen, und der Koch wird sie zubereiten."

„Ich?" erschrickt Mosenge, „ich soll Krebse fangen? Und die beiden anderen Boys? Master, wir sind doch Männer! fangen keine Krebse. Das ist Frauenarbeit! Sag den Frauen, daß sie die Krebse fangen sollen. Wir, wir Männer können das nicht machen. Nicht wahr, Master, du sprichst morgen mit den Frauen?"

Du weißt, daß du alte Gesetze nicht verletzen darfst. Schön. Frauenarbeit ist Frauenarbeit. Männer werden beim Krebsfang nicht beschäftigt. Gut. Und am nächsten Morgen trommelst du dir die jungen Weiber zusammen. Sie kommen gern, denn sie sind neugierig. „Seht", sagst du, „euer Master hat ein Gelüst auf ein Krebsgericht. Ihr habt schon seit langem keine gefangen. Ihr werdet das jetzt tun. Sucht recht schöne. Und viele. Sucht, wenn ihr wollt, auch gleich für euch, im Bach am Berg. Und dieser Tabak hier ist für euch bestimmt, wenn ich heut mittag Krebse esse!"

Sie kichern, lachen, trillern und schnattern durcheinander und wollen den Tabak gleich haben, als Vorschuß. Aber so etwas kennst du nicht. Du steckst den Tabak wieder ein. Und sie versprechen dir Krebse, soviel du nur haben willst und essen kannst.

Sie salben sich ihre dunklen Körper mit Andacht und Ausdauer ein, eine hilft der andern, das Palmöl fließt ihnen an den Armen herunter. Sie haben nur ein kurzes Tuch um die Hüften geschlungen, und die Sonne liegt funkelnd auf den schönen schwarzen Körpern der jungen Frauen, als sie im Gänsemarsch am Haus vorbei ziehen und in der Biegung des breiten Weges verschwinden, der durch die Bananenpflanzung führt.

Am Bach, der zur Regenzeit zum tosenden Urweltstrom wird, und der sich tief ins lose Erdreich und in die Steine eingefressen hat, klettern, rutschen, springen die Frauen das Steilufer hinunter und fangen an, mit ihren Buschmessern und Stöcken das tief über die Uferhöhlungen hängende Gestrüpp abzuschlagen. Dann tasten sie mit geschickten Händen in die schlammigen Verstecke der Krebse hinein und ziehen ihre Opfer ans Licht. Ein Krebs nach dem andern wandert in den Korb. Und hat eine der Frauen einmal ein besonders schönes Exemplar gepackt, dann ruft sie ihren Erfolg trillernd übers Wasser und ihren Kameradinnen zu. Jeder Fang wird von jeder Frau laut verkündet. Jeder Krebs wird laut gezählt. Und jede Frau weiß von jeder Frau, wieviel Krebse sie gefangen hat.

Alles geht gut, bis ein Zitterwels aufgescheucht durch die Gruppe der Krebsfängerinnen fährt und energisch elektrische Schläge nach allen Seiten austeilt. Aufkreischend und lachend zugleich fallen ein paar Frauen ins aufspritzende Wasser. Im Fallen noch halten sie ihr Krebskörbchen fest, damit ihnen ihre Beute nicht entwischt. Prustend richten sie sich wieder auf und untersuchen und reiben die kribbelnden Körperteile, um schneller die Folgen des elektrischen Schlages zu überwinden. „Fischmäuler werden eure Kinder haben!" rufen die vom Zitterwels verschonten Frauen den geschlagenen zu. Die lachen zwar zurück. Aber sicher beschließen sie, jede für sich, einen starken Gegenzauber aus Blättern und Wurzeln und Säften zu machen, damit ihre Kinder keine Fischmäuler bekommen. Denn man kann ja nicht wissen, was für ein Teufel in einem Zitterwels steckt!

Mit gefüllten Körben geht es dann bergabwärts. Zu Haus werden die schönsten und besten Krebse für dich ausgesucht und dem Koch übergeben. Und der prüft und sortiert noch einmal, ehe er dir dein Krebsgericht zubereitet. „Mosenge", sagst du, „es hat heut sehr gut geschmeckt. Wir wollen öfter Krebse essen, verstanden?"

„Gut, Master, aber vergiß den Tabak nicht, den Tabak für die Frauen. Es waren viele und sehr feine Krebse, indeed!"

Du vergißt den Tabak nicht. Und am Abend sitzt alles, was rauchen kann, Männlein und Weiblein, auf dem Platz zwischen den Hütten. Es sieht beinahe aus, als sollte ein Fest gefeiert werden. Aber es sieht nur so aus. Freilich: man hat Tabak bekommen, viel Tabak. Ist das nicht ein Grund, ein Fest zu feiern? Man raucht und plappert und lacht und schnattert in die unendliche Herrlichkeit des Tropenabends hinein.

Du gehst herunter von der Veranda deines Hauses und näherst dich den Hütten. Mosenge führt da das Wort. Er kopiert seinen Herrn. Wäre er in Europa, auf einer Varieteebühne, er hätte dort den gleichen Beifall, den er hier bei seinen Dorfgenossen hat. Er erzählt die Krebsgeschichte, die nun sicher bald landaus, landein nacherzählt werden wird. Mosenge sagt: „Mosenge, hör' mal: wann haben wir eigentlich das letztemal Krebse gehabt? Weißt du das noch? Ist das nicht schon sehr lange her, he?" Die Männer und Frauen überschlagen sich vor Lachen. „He?" machen ein paar und ersticken dabei fast. „He?" Mosenge ahmt genau deine

Bewegungen, dein Minenspiel nach, du hast deine Freude an dem Kerl. Nun macht er weiter: „Und warum hat der Koch keine Krebse, he?" Wider gellt das Lachen hoch an den Hütten und an den Palmen. Und auch du lachst mit. Weil du dich nicht verraten willst und weil du dieses Völkchen allein lassen willst in der Fröhlichkeit und mit deinem Boy Mosenge, schlägst du dich seitwärts in die Büsche.

Den ganzen Abend, die halbe Nacht muß ihnen Mosenge die Krebsgeschichte erzählen, wieder und immer wieder. Er wird bei all diesen Wiederholungen nicht müde. Die Männer und Frauen werden nicht müde, ihm zuzuhören. Und dann beschließen sie heimtückischerweise, vorläufig keine Krebse mehr zu fangen. Vielleicht verlangt der Herr dann wieder welche. Und vielleicht gibts dann eine neue Krebsgeschichte mit noch viel schöneren Witzen. Und Mosenge wird sie ihnen wieder erzählen.

 

Bunte Chronik

 

12 Maschinengewehre schützen den jüngsten Astorsproß.

Da die Kindesentführungen in Amerika noch immer an der Tagesordnung sind, kann es kaum Wunder nehmen, daß John Jacob Astor unlängst bei der Nachricht, daß ihm ein Sohn geboren sei, nur den einen Gedanken hatte, sein Kind vor den „kidnappers" zu schützen. Der besorgte Vater wandte sich sofort an die größte Detektivorganisation in Newyork, und schon wenige Minuten später rückte ein Trupp von zwölf ehrwürdig schwarz gekleideten Herren an — sämtlich Beamte des Detektivinstituts, die alle Ausgänge des Astor-Palastes besetzten. Erst nachträglich ist bekannt geworden, daß diese zwölf Detektive jeder ein winziges Maschinengewehr — Wunderwerke der modernen Technik — bei sich trugen. Man konnte immerhin aufatmen.

Der kleine Knabe, der einmal die vielen Astormillionen erben soll, war, von zwölf Maschinengewehren umgeben, in ziemlich sicherem Schutz! Immerhin hat sich der glückliche Vater wiederholt die Frage vorgelegt, ob ein solcher Schutz genügt und auf die Dauer durchzuführen ist? Wenn das Kind größer wird — wird nicht der jüngste Sproß der amerikanischen Milliardärdynastie auf Schritt und Tritt von Gefahren umlauert sein? Und nun ist John Jacob Astor III. auf einen glänzenden Gedanken gekommen. Das Kind soll überhaupt nicht in Amerika aufwachsen — es soll überhaupt keinen festen Wohnsitz haben, und niemand wird sagen können, wo es sich im Augenblick befindet. Der Erbe des Astorvermögens wird nach dem Beschluß seiner Eltern bis zu seinem zwölften Jahre auf der Yacht der Astors rund um die Erde segeln. Es wird ein wahres Wunderschiff werden. Denn selbstverständlich wird das Kind in den ersten Lebensjahren von einem ganzen Stab von Pflegeschwestern und Ärzten umgeben sein, zu denen später dann noch die Privatlehrer hinzukommen. Wie verlautet kommen natürlich auch die zwölf Detektive mit ihren zwölf Maschinengewehren, die Leibwache des jüngsten Astor, mit an Bord. Im Grunde scheint es erstaunlich, daß Astor III. sein Kind gerade dem gefahrvollen Leben auf einem Schiffe anvertrauen will. Bekanntlich hat sein eigener Vater seinerzeit bei dem Untergang der „Titanic" den Tod in den Wellen gefunden. Doch es ist leider paradox, aber wahr; das Kind ist heute auf allen Weltmeeren treibend sicherer als in seinem Vaterhause in Newyork.

*

Liselotte greift ein.

Die Herzogin von Orleans, die bekannte Liselotte von der Pfalz, deren Schicksal uns nach vielen Romanen und Bühnenstücken nun auch der Tonfilm nahebringt, hat an dem überfeinerten und intrigenreichen französischen Königshof manches kräftige deutsche Wörtlein gesprochen. Aus politischen Gründen hatte das Pfälzer Prinzeßchen den wüsten und herrischen Bruder Ludwigs XIV. heiraten müssen; zeitlebens sehnte sie sich nach der Heimat, die sie nur einmal kurz wiedersehen durfte, und immer hielt sie es für eine Ehre, „eine Teutsche zu sein", so viel man unter den französischen Hofschranzen auch über ihre offene, handfeste Art spötteln mochte. Wie das in solchen Fällen üblich war, hatten die Hofintriganten auch für Liselottes Sohn Philipp eine Heiratspartie herausgeknobelt: er sollte die Bastardtochter des Königs und der Marquise de Montespan heiraten; der „Sonnenkönig" wünschte es, Liselotte aber war dagegen und nahm ihrem Jungen das Versprechen ab, dem Wunsche des Königs zu widerstehen. Ob die jungen Leute selbst eigentlich an der Verbindung Gefallen fanden, ist nicht bekannt; danach würden wir heute wahrscheinlich unser Urteil fällen. Prinz Philipp zeigte sich dann zur Hochzeit bereit, es war aber wahrscheinlich nur der Einfluß des königlichen Oheims, was ihn bewegte. Liselotte verzieh dem Sohn den Bruch seines Versprechens nicht. Als alles nichts geholfen hatte, holte sie noch auf dem Gang zum Traualtar zum „letzten Schlage" aus, — buchstäblich. sie versetzte dem ungehorsamen Bräutigam und königlichen Prinzen eine schallende Ohrfeige.

Lustige Ecke

Ein Kind wie Peter . . .

Peter hat zum Geburtstag eine Eisenbahn bekommen.

Peters Papa spielt immer mit. Peters Papa ist ganz bei der Sache. Er läßt den Zug abfahren, halten, stellt Weichen, rangiert, klingelt, läutet und baut um. Peter sitzt dabei und darf nichts anrühren.

„Was soll ich jetzt machen?" fragt der Vater.

Meint Peter:

„Jetzt machst du einmal Reisender, Papa."

„Reisender?"

„Ja. Du sitzt hier neben dem Bahnhof eine Stunde ruhig und wartest, bis ich deinen Zug vorbeikommen lasse."

*

Der Lehrer lehrte den allerkleinsten Rechnen.

„Deine Mutter holte sich für zehn Pfennig Salz, für zwanzig Pfennig Mehl und für dreißig Pfennig Reis. Wieviel muß deine Mutter dann zahlen?"

Antwortete Peter: „Nichts".

„Nichts? Wieso nichts?"

„Weil mein Vater ein Kolonialwarengeschäft hat."

*

Peter kommt mit einem Loch im Kopf nach Hause.

Die Mutter verhörte ihn streng.

„Wenn dich der schlimme Nachbarsjunge mit Steinen warf — warum hast du mich dann nicht gerufen?"

Peters Augen leuchteten auf:

„Ja, kannst du denn mit Steinen schmeißen, Mutti?"

*



Liebeserklärung im Wilden Westen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z. o. p., beide in Bromberg.